

Bettina Paul

## Neues von gestern: Drogenforschung und das Prinzip des „more of the same“

BÖLLINGER, L. (Hg.): Cannabis Science – From Prohibition to Human Right; Cannabis Wissenschaft – Von der Prohibition zum Recht auf Genuß, Lang, 1997, 333 S., kt., (DM 59,-). KLEIBER, D./SOELLNER, R.: Cannabiskonsum. Entwicklungstendenzen, Konsummuster und Risiken, Juventa Gesundheitsforschung, 1998, 256 S., kt., (DM 39,80). KLEIN, L.: Heroinsucht: Ursachenforschung und Therapie. Biographische Interviews mit Heroinabhängigen, Campus Forschung, Bd. 755, 1997, 509 S., kt., (DM 98,-).

In den Debatten um eine Cannabis-Legalisierung kann man auf beiden Seiten der BefürworterInnen vor allem zwei Vorgehensweisen beobachten. Einerseits wird die Forderung nach dem Höchstmöglichen vertreten, einer Integration jeglicher Drogen, Cannabis inbegriffen. Die VertreterInnen dieser Auffassung hegen meist die Hoffnung, daß die politische Realität der Wissenschaft in kleinen Schritten folgen wird; bis dahin versuchen sie immer wieder aufs neue, Drogenmythen zu widerlegen und Rationalität in drogenspezifische Debatten einzubringen. Die andere Linie zeichnet sich u.a. durch eine Argumentation der „Trennung der Märkte“ von Cannabis und sogenannten „harten Drogen“ aus. VertreterInnen dieser Richtung hegen die Hoffnung, sofern sie ebenfalls an einer generellen Aufhebung von Drogenprohibitionen interessiert sind, daß drogenpolitische Veränderungen eher durch einen „Weg der kleinen Schritte“ umgesetzt werden.

*Lorenz Böllingers* Band: „Cannabis Science – From Prohibition to Human Right“ verschreibt sich dem „think small“ Slogan (S. 168) und ist somit dem „Weg der kleinen Schritte“ verbunden. Mit der Herausgabe von 22 überarbeiteten Beiträgen eines Bremer Cannabis-Symposiums legt Böllinger einen aktuellen Stand zur internationalen Cannabis-Wissenschaft sowie zu rechtlichen, soziologischen und psychologischen Teilgebieten der substanzübergreifenden Drogenforschung vor (S. 10). Dabei wird auf die Historie der Cannabis-Prohibition, die Risiken und Mythen des Konsums, die internationale drogenpolitische Situation und die Perspektiven einer Normalisierung des Umgangs mit Cannabis eingegangen.

Die Inszenierung von Drogenverboten als symbolische Kreuzzüge gegen unbeliebte Minoritäten führt Lynn Zimmer ins Gedächtnis. Ob es um den Opiumkonsum der chinesischen US-Immigranten oder den Kokainkonsum der afro-amerikanischen Minderheit geht, die USA haben noch jeden Drogenfeldzug mit einer Rassenfrage verknüpft, um den „Konsum der gefähr-

lichen Klasse“ (S.119) zu politisieren. Sebastian Scheerer legt im Gegensatz zu Zimmer nahe, daß die amerikanischen Einflüsse beim Zustandekommen des internationalen Cannabis-Verbotes bisher überbewertet wurden (S. 32f.), während sich auch Ethan Nadelmann mit der US-Drogenpolitik beschäftigt. Er stellt die drogenpolitisch konservative Haltung der USA den, in Europa bereits erfolgreich durchgeführten, Programmen wie Spritzenaustausch, Methadon- oder Heroingabe, gegenüber (S. 37ff.). In einer Auseinandersetzung über die vermeintliche Schädlichkeit des Cannabiskonsums bemühen sich im Anschluß gleich mehrere AutorInnen darum, die Mythenbildung aufzubrechen und zu widerlegen. Eine der hartnäckigsten Mythen, die daher in diversen Beiträgen aufgegriffen wird, ist die These, daß Cannabiskonsum den Einstieg in „härtere“ Drogeneinleitet. Eine andere derzeit sehr populäre Auffassung ist, daß Cannabiskonsum einen großen Teil von Verkehrsunfällen zu verantworten hat und darum versucht wird, mit gesetzlichen Regelungen (z.B. Fahrverboten) diese Tendenz abzuwenden. Interessant sind in diesem Zusammenhang die Ergebnisse einer Studienreihe, die Hindrik Robbe vorstellt. Dabei zeigte sich, daß Testpersonen, die Cannabis konsumiert hatten, wesentlich vorsichtiger im Straßenverkehr agierten als z.B. jene, die Alkohol konsumierten, denn diese neigten eher zu einer Überschätzung ihrer Fahrtüchtigkeit (S. 136). Robbes Ergebnisse führen zudem die von der Polizei bei Verdacht anzuordnenden Bluttests ad absurdum, da er feststellte, das THC auch noch wirksam sei, wenn im Blutplasma längst kein Nachweis über die Substanz mehr möglich ist (S. 136). Lester Grinspoon stellt die These, daß Cannabiskonsum ohne jeglichen therapeutischen Nutzen sei, einmal mehr in den Schatten. Während es mittlerweile auch über die Fachöffentlichkeit hinaus bekannt ist, daß Cannabiskonsum wegen seiner appetitanregenden und übelkeitsmindernden Wirkung in der Krebs- und AIDS-Behandlung sehr hilfreich ist, erfährt man auch von bisher eher unbekanntem Aspekten, wie der THC-Applikation per Augentropfen bei der Behandlung des Grünen Star (S. 141). Für Grinspoon ist Cannabis die neue Wunderdroge der 90er Jahre, die nur noch mit der Entwicklung des Penizillins verglichen werden kann. Seine Begründung: Es ist billig, relativ sicher und vielseitig anwendbar (S. 140ff.).

Den anteilmäßigen Schwerpunkt des Bandes bilden Ein- und Übersichten zur Cannabis-Kontrolle in Europa, den USA und Kanada. Daß in Holland nicht nur „eitel Sonnenschein“ herrscht, sondern auch eifrige Bemühungen gegen die liberale Gangart an der Cannabis-Front existieren und zunehmend repressive Maßnahmen gegen die sogenannte „Harte Szene“ durchgeführt werden, darauf macht Edi Leuw aufmerksam (S. 147ff.). Im Gegensatz zur Bestandsaufnahme der französischen (S. 185ff.), polnischen (S. 193ff.) oder kanadischen (S. 227ff.) Drogenpolitik schneidet die deutsche Entwicklung in einer Betrachtung von Lorenz Böllinger sehr positiv ab. So skizziert er den sich verändernden Weg der drogenpolitischen Dichotomie von Prohibition und Akzeptanz in Richtung Legalisierung und belegt diesen Trend z.B. mit der vermehrten Installation von Konsumräumen. Vielleicht steht Böllingers Artikel noch unter der Euphorie der Zeit nach dem 94er Cannabis-Urteil, denn es fällt auf, daß die überaus positive Darstellung der drogenpolitischen Entwicklung Deutschlands heute eine andere Beurteilung verdient. Der einstige Trend zur akzeptanzorientierten Drogenhilfe bei-

spielsweise ist längst wieder politisch unliebsam, da diese scheinbar mit den neuen marktwirtschaftlich orientierten Steuerungsmodellen nicht in Einklang zu bringen ist. Die von Böllinger u.a. angeführte positive Linie der Hamburger Drogenpolitik (S. 160) ist gerade für den Rückgang eines Normalisierungstrends bezeichnend: Dort wird nicht nur wieder verstärkt auf die Dichotomie von Hilfe und Repression gesetzt – nein, auch die vermeintliche Weiterentwicklung in Richtung eines Akzeptanzparadigmas durch die Einrichtung von Konsumräumen dient vielmehr ordnungspolitischen Zwecken und ist in sich bereits ein repressives Instrumentarium. Hervorzuheben ist auch der Beitrag von Cornelius Nestler, der zu dem Schluß kommt, daß die Verwendung des BtMG als Schutzinstrument gegen selbstgefährdendes Verhalten illegitim ist (S. 287). Nestlers „andere“ Sicht auf das Phänomen Sucht – ein Autonomie-Konzept vor juristischem Hintergrund – verhilft dem Band zu einigen neuen Auseinandersetzungen.

Es darf gerätselt werden, warum die Perspektiven am Ende so mager ausfallen, wähnt man sich etwa bereits am Ziel, so daß Perspektivskizzen hinfällig sind? Die Vorschläge versuchen realitäts- und damit umsetzungsnah zu bleiben, ob dies nun das Entkriminalisierungskonzept von Hartmut Schneider betrifft, der vorschlägt, das schleswig-holsteinische Apothekenmodell mit einer parallelen Entpönlisierung von Cannabis-Kleinsthändlern zu versehen (S. 313ff.), oder ob Hans Harald Körner sich für einen Cannabisvertrieb in *drugstores* ausspricht (S. 311).

So lehrreich die unterschiedlichen Widerlegungsversuche der Cannabismythen sind, so sehr sind die drogengeschichtlichen Abrisse hinläufig bekannt. Vielleicht ist die Wiederholung an dieser Stelle doch mehr für das internationale Publikum gedacht? Auch die anderen Beiträge im durchweg längsten Teil des Bandes sind wahrscheinlich eher für Personen erkenntnisreich, die sich noch nicht mit dieser Materie auseinandergesetzt haben. Seinem Ziel, ein interdisziplinäres Publikum zu erreichen, wird der Band dennoch gerecht. Die Beiträge sind kurz und bündig, zudem überwiegend in englisch verfaßt. Generell läßt sich jedoch eher von einer vielseitigen Bestandsaufnahme als von einer Zukunftswerkstatt sprechen.

Ähnlich wie die AutorInnen bei Böllinger kritisieren auch *Dieter Kleiber* und *Renate Soellner* das Gros der Cannabisstudien, die ihrer Ansicht nach die ProbandInnen zu stark vorselektierten, zu sonderbaren Interpretationen neigten und sehr devianzorientiert ausgerichtet seien (S. 9). Diese Kritik war zudem Ausgangspunkt für ihr vom BMG geförderten Forschungsprojekt, dessen Ergebnisse mit dem Buch: „Cannabiskonsum. Entwicklungstendenzen, Konsummuster und Risiken“ vorliegen. Die AutorInnen wollen mit ihrer Studie „einen Beitrag zur Entideologisierung der drogenpolitischen Diskussion leisten“ (S. 11) und machten es sich zur Aufgabe, CannabiskonsumInnen mit unterschiedlichen Konsummustern, Sozialisations- und Lebensbedingungen, d.h. eine möglichst heterogene Stichprobe, zu befragen. Sie wollten herausfinden, welche sozialen, lebensweltspezifischen, entwicklungs- und persönlichkeitspsychologischen Merkmale unterschiedliche Formen von Cannabiskonsum kennzeichnen (S. 11). Ihre Ergebnisse – so versprechen sie – geben Antworten auf die Frage, welche Bedingungen für die Entwicklung einer Substanzabhängigkeit relevant sind

(S. 11). Ihre Interviewstudie gliederte sich dabei in zwei Phasen. In der ersten Phase wurden 1458 Personen mit teilstandardisierten Fragebögen interviewt. Die zweite Phase des Projektes bestand in einem Vergleich der Datenerhebung und seiner Ergebnisse mit denen repräsentativ angelegter Cannabistudien. Zur Unterscheidung der verschiedenen Konsumtypen wählten die AutorInnen eine Spezifizierung zwischen Gelegenheitskonsum und Gewohnheitskonsum, wobei die Kategorie des Gelegenheitskonsums in die des individuellen Konsums (S. 255), des Freizeitkonsums (S. 285) und des Dauerkonsums (S. 191) unterteilt wurde. Bei der Analyse der Korrelate der Konsummuster fällt auf, daß Frauen eher unter dem Gelegenheitskonsum und Männer überproportional unter dem Dauerkonsum eingruppiert sind (S. 103). Weitere Ergebnisse sind u.a. die erneute Bestätigung des Cannabiskonsums als ein jugendtypisches und Mittel- bzw. Oberschicht-Phänomen (S. 233). Eine physische Abhängigkeit konnten Kleiber/Soellner nur bei 2 bis 10 % der ProbandInnen feststellen. Sie sehen daher das Vorkommen einer physischen Abhängigkeit in anderen Studien als generell überdenn unterbewertet. Auch konnten sie die sogenannte „Einstiegsthese“, ähnlich wie die AutorInnen des Böllinger-Bandes, widerlegen (S. 232).

Es mutet etwas sonderbar an, daß die wenigen Personen, die aus der Landregion rekrutiert wurden (24 % der ProbandInnen), hauptsächlich aus der Klientel von Drogenberatungsstellen bestehen. Hier müssen sich Kleiber/Soellner denselben Vorwurf gefallen lassen, den sie selbst als Kritikpunkt an den anderen Studien ansetzen, den der sehr selektiven ProbandInnenauswahl. Die unkritische Anwendung der WHO'schen Suchtkriterien ist außerdem zu bemängeln (S. 143). Wenn beispielsweise für eine psychische Abhängigkeit Diagnosekriterien angewandt werden, die „immer wieder Ärger mit Freunden wegen des Cannabiskonsums“ (S. 149) als Kategorie enthalten, muß an dem hohen Anspruch der kritischen Herangehensweise der AutorInnen gezweifelt werden. Auch Kleiber/Soellners Gegenüberstellung mit der Selbsteinschätzung der ProbandInnen unterstützt die Aussagekraft der „Abhängigkeitskriterien“ nicht, solange sie Personen auswählen, die bereits vom Drogenhilfesystem beeinflusst sind. Die AutorInnen kommen zu dem Schluß, daß gerade die KonsumentInnen, die bei Konsumbeginn am jüngsten waren, am häufigsten den Kriterien des Dauerkonsums entsprachen (S. 106). Diese Beurteilung ist jedoch dann sehr schwierig, wenn, wie bei dieser Untersuchung, sich die Einteilung als DauerkonsumtIn nur auf den Konsum des letzten Jahres bezieht. Die Aussagekraft ist hier ebenfalls weitaus limitierter, als es betont wird. Erwähnenswert sind dagegen Ergebnisse, wie die, daß für einen fortgesetzten Konsum keine sozialen Konsummotive (z.B. Gruppendruck) ausschlaggebend waren, sondern, wie es auch schon Werner Schneider bei Böllinger hervorgehoben hatte (S. 95), hedonistische Motive im Vordergrund standen (S. 120). Kleiber/Soellner belegen, daß die sogenannte Eskalationsthese nicht haltbar sei (S. 174f.), und kommen damit zu einem Ergebnis, das ebenfalls mit Schneiders Daten konform geht. Dieser stellte nämlich fest, daß dauerhaft konsumierende Personen eher von einer Reduzierung als Anhebung der Konsummenge und -häufigkeit berichteten (S. 94). Es sei zudem angemerkt, daß es durchaus auch als eine „sonderbare“ Interpretation zu bezeichnen ist, wenn man von dem Ergebnis, daß 3% der Befragten ihren ersten Joint von

einem Unbekannten bekommen haben, den Schluß zieht: „Das in weiten Kreisen immer wieder gern zum Schutz von Jugendlichen bemühte Klischee vom jugendlichen Opfer, das von kriminellen Dealern verführt und ‚abgefüttert‘ wird, scheint die Realität nur sehr unzureichend abzubilden“ (S. 39). Bedeutet dies, daß „die Unbekannten“ dem von ihnen erwähnten Klischee zugerechnet werden müssen? Ist es nicht viel wahrscheinlicher, daß man das Cannabis bei einem Unbekannten kauft, ohne gleich von diesem verführt worden zu sein?

Kleiber/Soellner drücken sich oftmals so vorsichtig aus, daß sie viel Raum für Spekulationen geben. Sie erfinden mit den Ergebnissen ihrer Studie das Rad nicht neu, doch ihrem Ziel, mit einer gut durchgeführten Studie hartnäckigen Mythen auf den Grund zu gehen und Studien, die diese nüchtern widerlegen, zu untermauern, kommen sie durchaus nahe. Nach einer schwachen Einführung ins Thema („seit mehr als 25 Jahren werden in unserer Gesellschaft Cannabisprodukte [...] konsumiert ...“, S. 9) halten sie bei ihren Interpretationen ein gut nachvollziehbares Niveau und werden dem Anspruch, einen Entideologisierungs-Beitrag zu geben, auf jeden Fall gerecht.

Ein nicht unähnliches Vorverständnis bringt *Lutz Klein* für seine, im Rahmen einer Dissertation durchgeführten, Interviewstudie mit Heroinabhängigen mit, die unter dem Titel „Heroin sucht: Ursachenforschung und Therapie“ publiziert wurde. Klein bettet seine Studie in eine umfangreiche Kontextdarstellung zur Historie von Opiatwirkung und -konsum, zur Entwicklung der „Sucht“-Erscheinungen und zum Umgang von Justiz und Therapie mit HeroinkonsumentInnen. Darüber hinaus skizziert er die seiner Ansicht nach wichtigsten Erklärungsmodelle suchtgenetischer Forschung von physiologischen, sozialpsychologischen / soziologischen, politisch-ökonomischen bis hin zu persönlichkeitszentrierten Ansätzen. Seine eigene empirische Untersuchung sowie die Methodendiskussion stellen den größten Teil dieses Bandes dar. Klein stützt sich bei seinem methodischen Ansatz auf die Strukturelle Hermeneutik nach Overmann, um die „vom Subjekt produzierten Sinnstrukturen in der ihr eigenen Bedeutung (zu) erfassen“ (S. 65), mit dem Ziel, die handlungsgenerierenden sozialen Strukturen zu rekonstruieren. Zudem reizte ihn eine ausführliche „methodologische Reflexion“, um die Soziologie als ein methodisch versiertes Fach auszuweisen. Die „Heroin sucht“ sei dafür, wie kaum eine andere Thematik, geeignet, eben weil die Ursachenforschung zur „Sucht“ einen so interdisziplinären Charakter bekommen habe (S. 11). Anhand seiner narrativ erhobenen, biographischen Interviews versucht Klein aufzuzeigen, was die Attraktivität der Droge und ihrer Szenerie für die Personen ausmacht (S. 89). Seine Ergebnisse stellt er gegenwärtigen drogenpolitischen Maßnahmen gegenüber. So kommt Klein u.a. zu der Auffassung, daß die Heroineinnahme ein „bewußt gewordener Akt in ihrem Charakter als unerfüllbarer Wunsch nicht nur nach situativer, sondern auch nach gelungener lebensgeschichtlicher Täuschung durch subkulturelle Existenz und pharmakologische Manipulation“ (S. 464) sei. Am Ende steht für ihn dabei eine Typenbildung, die nach wie vor nicht als ein Erklärungsmuster von Heroinabhängigkeit ausreiche. Er kommt anhand seines Datenmaterials zu einem Erklärungsschema, das eine Kategorie enthält, in der der Heroinkonsum zur Konservierung von Größenphan-

tasien dient, zum anderen eine, in der der Konsum die Funktion der Selbstwertaufbesserung erfüllt, und schließlich jene, in der er schlichtweg Ausdruck eines Konformitätsdrucks ist (S. 467).

Einmal abgesehen von der Tatsache, daß Kleins Studie „lediglich“ mit 12 heroinabhängigen ProbandInnen und einigen Eltern durchgeführt wurde, ist es wichtig, sich vor Augen zu halten, daß es hierbei grundsätzlich um Personen geht, die sich zur Zeit des 1. Interviews in einer „Suchtklinik“ befanden. Das heißt, auf jeden Fall fand eine deutlich Beeinflussung des „Sucht“-Verständnisses der ProbandInnen statt, ein Aspekt, den man in Kleins Forschungsreflexion nicht berücksichtigt findet. Sehr umfang- und facettenreich ist dagegen seine Darstellung des Kontextes und damit die theoretische Einbettung seiner Studie. Ein wenig zu kurz kommt hier die Variante des „kontrollierten“ Konsums. Er stellt die subkulturelle Konsumvariante in den Vordergrund, was einmal mehr den Anschein erweckt, daß das Abbild der verelendeten Heroinabhängigen den ganzen oder zumindest größten Teil der HeroinkonsumentInnen widerspiegelt (S. 20ff.). Heroinabhängigkeit und Szenezugehörigkeit scheinen für Klein untrennbar miteinander verbunden zu sein (siehe z.B. S. 465). Daß dieses Bild seit langem in der Drogenforschung angezweifelt wird, darauf fehlt jeglicher Hinweis. Die Literaturbelege von Klein sind häufig älteren Datums. Belege zu den „Erstkonsumformen“ von HeroinkonsumentInnen stammen von 1975 (S. 22). Dementsprechend überholt ist die – leider zudem auch noch zu kurz geratene – Thematisierung von kulturellen und neurobiologischen Determinanten und ihrer wechselseitigen Wirkung. Auch wenn Klein vom „heutigen Fixer“ spricht und dieses Bild mit Literatur von 1986 belegt, spiegelt sich dies wieder. Gerade in diesem noch recht jungen, und sehr starken Veränderungen unterliegenden, Phänomen der Fixerszenen sollten nicht veraltete Bilder reproduziert werden. Zu diesen Bildern zählt auch das der „Drogenwelle“, ein Begriff, den Klein leider unreflektiert übernimmt (S. 47). Ebenso das des Heroinkonsumenten als willen- und in der Konsequenz morallosen Wesens, denn – so betont Klein – es „... heiligt der Zweck der Drogenbeschaffung für den echten Heroisten sämtliche Mittel, dieses Ziel zu erreichen“ (S. 29). Spätestens seit Herwig-Lempp (1994) kann diese Darstellung nun wirklich nicht mehr vertreten werden. Klein wirft manch denkwürdige Frage auf, so z.B.: „Wie aber kann es überhaupt zu einem Bedürfnis einer ambitionslosen Selbst-Zufriedenheit kommen, zu einem Verlangen nach einem Sich-Wohl-Fühlen als solchem, welches vermeintlich ohne Verankerung in der sozialen Realität auszukommen vermag und dem im entwickelten Stadium der Sucht offenbar regelrecht Triebcharakter beigemessen werden muß?“ (S. 465) Welches moralische Bild mag einer solchen Frage vorausgehen?

Kleins Anliegen, „über eine Analyse der biographisch gewordenen Situation von Heroinabhängigen Aussagen über Suchtgenese und Veränderungschancen zu machen“ (S. 12), gerät durch seinen Fokus auf der Methodenentwicklung fast in den Hintergrund. Seine durchweg detailgetreue Untersuchungsdarstellung wendet sich daher am ehesten an Personen, die sich generell für eine Methodenreflexion interessieren. Das ganze Werk umfaßt mehr als 500 Seiten; nicht methodeninteressierte Personen sollten daher in der Lage sein, entweder erhebliche Längen hinzunehmen oder sich

auf Anfang und Ende des Buches zu konzentrieren. Die Kontextdarstellung zu Beginn bietet bis auf kleine bereits skizzierte Mängel einen guten Einstieg zum Thema „Heroinabhängigkeit“. Noch erwähnenswerter sind jedoch Kleins Schlußfolgerungen im Hinblick auf die derzeitige drogenpolitische Lage. Nach einigen moralisierenden Passagen folgt eine überraschend treffsichere Beurteilung von Therapie- und Präventionsmaßnahmen (S. 485ff.). Auch hier fehlen zwar zeitgemäße Erscheinungen, wie z.B. Safer-Use-Kampagnen, doch kommt Klein zu der profunden Folgerung: „Eine Kampagne kann noch so offenkundig sinnlos sein, allemal ermöglicht sie es ihren (Werbe-) Trägern, sich mit *Insignien moralischer Dignität* zu schmücken“ (S. 492). Kleins Buch ist daher durchaus lesenswert, wenn es auch nicht seine Studie ist, die für dieses Urteil ausschlaggebend wirkt.

Oktober 1998

Nydamer Weg 36b  
22145 Hamburg